

Musicals sind selten das Genre, in dem differenziert gezeichnete Figuren und tiefsinnige politische, historische oder philosophische Reflexionen ihren Platz finden. Müssen sie auch nicht. »East Side Story« von Juri Sternburg am Maxim-Gorki-Theater (Premiere war am 18. Dezember) startet furios mit einer Showeinlage. Alle tragen Glitzeranzüge, steppen, tanzen, singen. Lindy Larsson gibt den Conférencier, und die Ansagen sind mal ernst, mal ironisch. »Ich weiß, was Sie erwarten: einen langen und harten Theaterabend voller Schmerz. Und ich kann verstehen, wenn Sie heut' weinend gehen, denn bei uns geht's heut' ans Herz.«

Auf die grelle Selbstironie folgt der Einschnitt. Es wird ernst. Zwei jüdische Schwestern, Renate (Sesede Terzian) und Gerda (Nairi Hadodo), kommen nach acht Jahren im Versteck zurück ins zerbombte Nachkriegsberlin. Mit dem Kinderspiel »Ich packe meinen Koffer« wird die Situation halb makaber, halb witzig skizziert. Dann geht der eiserne Vorhang hoch und gibt den Blick frei auf eine Rundbühne mit verschachtelten Räumen auf verschiedenen Ebenen (Bühne: Studio Dietrich & Winter). Ein Wohnzimmer im Trümmerhaus, ein schickes Café, das mal eine Fleischerei war, am Tresen einsame Gestalten wie bei Edward Hopper. Dazwischen finstere Gänge, in denen Schwarzmarktgeschäfte abgewickelt werden. Die großartigen Kostüme (Eleonore Carrière) zwischen Trümmeralltag, eleganter Nachkriegsmode und absurden Verfremdungseffekten unterstreichen die Figurenkonstellation.

Die Schwestern können mit den überlebenden Eltern (Lindy Larsson, Edgar Eckert) dank der Hilfe der sowjetischen Kulturoffizierin Kubalowa (Anastasia Gubareva) in ihre Wohnung zurück. Doch die Nachbarn im Haus sind die alten: »Kannibalengesichter«, die Schnitzlers, die Klingelmanns, die von nichts gewusst haben. »Das waren andere Zeiten«, ist ihre Standardausrede für alle Verbrechen. Und auch die blonde Schauspielerin Maria (Klara Deutschmann), in die Renate verliebt



Es wird ernst (Theaterszene)

Was Schnitzlers nicht um den Schlaf bringt

Kannibalengesichter: »East Side Story. A German Jewishical« am Maxim-Gorki-Theater Berlin. **Von Sabine Lueken**

war, hat Dreck am Stecken, ebenso wie der Schlachtergeselle Heinz (Fridolin Sandmeyer).

»Wie können die Menschen, die gerade die Lager überlebt haben, denn nur in Deutschland bleiben wollen?« fragt sich Gerda, die an Kapitalismus und individuelle Entfaltung glaubt, während Renate in Deutschland eine sozialistische Gesellschaft aufbauen will. Renate hieß Juri Sternburgs Urgroßmutter,

die wie im Stück eine italienische Jüdin war; Gerda hieß die Großmutter von Regisseurin Lena Brasch. Jene wäre aus dem Londoner Exil vielleicht auch lieber nach New York statt nach Berlin gegangen und Schauspielerin oder Sängerin geworden. Für das Musical haben Regisseurin und Autor nicht nur die Namen, sondern auch andere Elemente ihrer eigenen Familiengeschichten in der DDR übernommen.

Die dritte Schwester, Dora (Jasna Fritz Bauer), scheint tot zu sein (»Sag ihren Namen«) und sitzt meist abseits wie ein Kind, das nicht mitspielen darf. Dann wieder verbindet sie die einzelnen Stationen, kommentiert das Geschehen böse aus der Gegenwart oder erteilt Geschichtslektionen. »Zwischen 1947 und 1961 steht Deutschland (...) im Brennpunkt des Kalten Krieges – und besonders Berlin wird zur Bühne

weltpolitischer Machtkämpfe. Bla, bla, Luftbrücke, Gründung der NATO, Warschauer Pakt, der Aufstand des 17. Juni, Sie kennen das alles, Sie lesen ja Zeitung, schließlich gehen Sie auch ins Theater. Als ob wir hier noch irgendwen erreichen, der nicht sowieso schon in irgendeiner Form zum Bildungsbürgertum gehört.« Dora behauptet, die Geschichte der Menschheit lasse sich auf drei Grundkonflikte reduzieren: Mensch gegen Mensch, das System gegen den Menschen, der Mensch gegen sich selbst.

Das Stück reicht bis zur »Wende« 1989 und nimmt am Schluss noch mal eine andere Abzweigung. Aus dem Fernseher tönt die Stimme Helmut Kohls, und Dora ist »mutterseelenallein«. Ist sie die einzige Überlebende? »Ich bin die dritte der drei Geschichten. Der Mensch gegen sich selbst. Weil mich immer noch quält, was Schnitzlers und Klingelmanns nicht mal ein paar Minuten um den Schlaf bringt. Vielleicht ist es besser, dass ich nicht erleben werde, wie schlimm das noch wird. Aber eins hab' ich begriffen: Die Mörder sind nicht unter uns. Die Mörder sind sich immer einig. Und alle anderen kommen nicht zusammen. Denn die lenkt ein weiteres Feindbild vom eigentlichen Feind ab.«

»East Side Story« will kein historisches Lehrstück sein und auch kein klassisches Musical. Der Abend setzt auf klare Figuren, plakative Konstellationen und eine deutliche politische Setzung. Das wirkt mitunter schematisch, zugleich aber konsequent. Wo Differenzierung fehlt, entsteht Klarheit – darin liegt die Stärke wie auch die Grenze dieser Inszenierung. Die Musiker (Bandleader: Wenzel Krah) spielen oben auf dem Dach der Rundbühne und begleiten die Songs (Komponist: Paul Eisenach), die – mal jazzig, mal punkig, mal schlagerartig – den einzelnen Szenen Struktur geben. Am Ende verwandelt das jüdische Partisanenlied »Sag nie, du gehst den letzten Weg« den Abend in ein leises, aber kraftvolles Symbol des Widerstands.

■ Nächste Vorstellungen: 31.12.2025, 1.1., 17.1., 18.1.2026

Politisch, sozial und kulturell entstammen Ihre meisten Bandmitglieder dem Milieu des Arbeiter- und Kulturvereins DIDF bzw. der DIDF-Jugend. Die ist für ihr antifaschistisches, antimilitaristisches Engagement bekannt. Sieht sich Kontrast als Botschafter dieser Bewegung?

Das gehört zu unserer Geschichte, das sind wir politisch und kulturell groß geworden. Das hat uns geprägt, keine Frage. Aber wir sind nicht nur »hochpolitische Menschen«. Wir sind Arbeiterkinder, Musiker, ein Freundeskreis, Familienmenschen, Partygänger, Zweifler und Träumer. Wir tragen mehrere Identitäten in uns. Unsere Musik ist nicht nur dafür da, irgendwen zu belehren oder eine Organisation zu vertreten, sie erzählt einfach das Leben, das wir kennen – mit all seinen Widersprüchen. Die aktuellen sozialen Kämpfe weltweit, aber auch in Deutschland, nehmen an Schärfe zu. Besonders der Genozid in Gaza hat in Deutschland zu einer vermehrten Repression gegen propalästinensische Aktivisten geführt. Wie haben Sie das erlebt? Was gerade weltweit passiert, spüren wir alle. Besonders das, was in Gaza passiert, lässt viele von uns nicht kalt. Gleichzeitig merken wir, dass es immer schwerer wird, offen darüber zu sprechen, ohne direkt in eine Ecke gestellt zu werden. Das erleben wir auch im eigenen Umfeld, bei Konzerten, im

»Wenn's knallt, knallt's – im besten Sinne«

Über musikalische Verständigung, eine Stimme für die Stimmlosen und über Musik, die keine Pässe braucht. **Ein Gespräch mit der Band Kontrast**



■ Die Band Kontrast verbindet anatolischen Folk, Rock und Balkanmusik, wobei sie Coverversionen bekannter Songs gern so arrangiert, dass sie beispielsweise mit traditionellen türkischen Liedern einen runden Mix ergeben. Die Mitglieder stammen unter anderem aus Nürnberg, Frankfurt am Main, Hanau, Köln und London. Am 10. Januar spielen sie auf der Rosa-Luxemburg-Konferenz

Freundeskreis, auf der Straße, auf der Arbeit oder in der Uni. Für uns ist klar: Es geht um Menschenleben, um Würde, um das Recht, nicht wegzuschauen – auch dafür singen wir. Die Stimme der Stimmlosen! Wir sind keine Politiker, aber wir sind auch nicht apolitisch. Musik war für uns schon immer ein Ort, an dem man Gefühle rauslassen kann, wenn Worte allein nicht mehr reichen.

Sie sind recht viele Musiker, mal zu acht, manchmal zu neun. Da ist von der E-Gitarre bis zur Saz, der anatolischen Laute, alles dabei. Genauso vielfältig sind Ihre Muttersprachen. Wie verständigt man sich da etwa über einen ABBA-Hit, den man mit einem türkischen Song mixt? Am Ende läuft das viel einfacher, als man denkt. Einer fängt an zu spielen, der nächste steigt ein, und irgendwann merkt man: Das passt – schließlich sind wir Musiker, die verschiedenste Musikrichtungen und Stile beherrschen; genau das macht uns aus. So auch sprachlich, ob Deutsch, Türkisch, Kurdisch oder Englisch: Wenn der Groove stimmt, sprechen wir alle dieselbe Sprache. Wenn wir einen ABBA-Song mit einem anatolischen Lied mischen, dann nicht, weil das »clever« ist, sondern weil wir hören, dass es funktioniert. Musik kennt keine Pässe. Wenn's knallt, knallt's – im besten Sinne.

Wie geht es künstlerisch weiter? Sie waren im Studio, was erwartet uns da? Und wann?

Wir waren im Studio und haben an neuen Sachen gearbeitet. Es wird auf jeden Fall nach Kontrast klingen, diesmal

vielleicht ein Stück roher, direkter. Wir lassen uns da nicht stressen. Lieber bringen wir Songs raus, hinter denen wir wirklich stehen, als irgendwas

Halbgares. Wann genau – sagen wir bald. Aber live wird man das auf jeden Fall zu spüren bekommen.

Interview: Hagen Bonn

Monatlich authentische Informationen aus Kuba und Lateinamerika!

deutsche Ausgabe 12 Ausgaben/Jahr ab 20 €

Jetzt das Normalabo (20 €/Jahr) oder das Förderabo (36 €/Jahr) bestellen:
www.jungewelt.de/granma
 Tel. 030/53 63 55 80/-81/-82